

(Nachdruck verboten.)

57)

Foma Gordsejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Bei Jeschow saß ein zottiger Bursche in einer Bluse und in grauen Beinkleidern, auf dem Diwan. Sein Gesicht war dunkel, als sei es verraucht, die Augen waren groß, unbeweglich und zornig, und über den dicken Lippen ragte ein borstiger Soldatenschmurrbart in die Höhe. Er saß auf dem Diwan mit herausgezogenen Füßen, die er mit seinen riesigen Händen umfaßt hielt, und stützte das Kinn auf die Kniee. Jeschow saß quer auf einem Sessel und ließ seine Beine über dessen Armlehne herabhängen. Auf dem Tisch stand zwischen den Büchern und Papieren eine Flasche mit Schnaps, und es roch nach etwas Gesalzenem im Zimmer.

„Was irrst Du schon wieder herum?“ fragte Jeschow Foma, deutete mit dem Kopf auf ihn und sagte zu dem Mann, der auf dem Diwan saß:

„Gordsejew!“

Dieser blickte den Eintretenden an und sagte mit scharfer, knarrender Stimme:

„Krafnoschtschokow.“

Foma setzte sich in eine Ecke des Divans und erklärte Jeschow:

„Ich bin gekommen, um hier zu übernachten.“

„Was ist denn dabei? Sprich weiter, Wassili.“

Der Fremde blickte Foma von der Seite an und begann zu knarren:

„Meiner Ansicht nach fallen Sie zu sehr über die dummen Menschen her. Masaniello war ein Dummkopf, er hat aber das, was er sollte, auf die beste Weise vollendet. Und dieser Winkelried war auch sicher ein Dummkopf . . . und doch hätte man die Schweizer gewiß durchgebläut, wenn er die Reichsspeeren nicht in seine Brust gesteckt hätte. Hat es denn wenig solche Dummköpfe gegeben? Sie sind aber trotzdem Helden . . . und die Klugen sind Feiglinge . . . Anstatt mit voller Kraft auf das Hindernis loszuschlagen, überlegen sie sich: was wird daraus entstehen? Werden wir nicht unnützerweise zu Grunde gehen? Und dann stehen sie da wie ein Pfahl . . . bis zu ihrem letzten Atemzug. Und der Dummkopf ist mutig! Er stößt geradezu mit der Stirn gegen die Mauer! Und was macht es, wenn er sich den Schädel einschlägt? Kalbsköpfe sind nicht teuer . . . Und wenn er eine Spalte in der Mauer macht . . . werden die Gescheiten so lange daran herumstochern, bis ein Thor daraus wird, dann gehen sie hinein und schreiben sich die Ehre zu . . . Nein, Nikolai Matwejewitsch, der Mut ist auch ohne Verstand eine gute Sache.“

„Wassili, Du sprichst Unsinn!“ sagte Jeschow und streckte ihm die Hand hin.

„Ja, gewiß!“ gab Wassili zu. „Das ist nicht für meinen Schnabel. Ich bin aber trotzdem nicht blind. Und ich sehe: es giebt viel Verstand, er führt aber zu nichts. Während die Klugen nachdenken und sich überlegen, wie sie am geschicktesten handeln könnten, werden sie von den Dummen ins Bockshorn gejagt. Sonst nichts.“

„Warte noch!“ sagte Jeschow.

„Ich kann nicht! Ich habe heute Dienst. Ich habe mich wohl auch ohnedies verspätet. Ich komme morgen, wenn ich darf!“

„Komm nur! Du wirst schon was zu hören kriegen!“

„Das ist ja Ihre Beschäftigung.“

Wassili streckte sich langsam, erhob sich vom Diwan, nahm Jeschows gelbe, trockene, kleine Hand in seine große, schwarze Laze und drückte sie.

„Adieu!“

Dann nickte er Foma zu und ging schwerfällig zur Thür hinaus.

„Hast Du gesehen?“ fragte Jeschow Foma, indem er mit der Hand auf die Thür wies, hinter der man noch schwere Schritte hörte.

„Was ist das für ein Mensch?“

„Er ist der Gehilfe des Maschinisten, Wassili Krafnoschtschokow. Nimm Dir ein Beispiel an ihm, er hat mit

fünfzehn Jahren lesen gelernt, und mit achtundzwanzig hat er schon eine Unmenge guter Bücher gelesen, daß ihn der Teufel hol’, und hat zwei Sprachen vollkommen erlernt . . . Jetzt fährt er ins Ausland.“

„Wozu?“ fragte Foma.

„Um zu lernen und zu schauen, wie die Menschen dort leben. Und Du hochst hier . . . und weshwegen?“

„Das von den Dummköpfen war gut gesprochen!“ sagte Foma sinnend.

„Ich weiß nicht, ich bin kein Dummkopf.“

„Das war gut! Ein beschränkter Mensch muß auf einmal handeln. Wenn er sich auf etwas stürzt, dann wirft er’s um.“

„Jetzt geht’s los!“ rief Jeschow aus. „Erzähle mir lieber etwas andres: ist es wahr, daß Majakins Sohn zurückgekehrt ist?“

„Es ist wahr.“

„So.“

„Was ist denn los?“

„Nichts!“

„Man sieht Deinem Gesicht aber an, daß etwas dahinter steckt. Ich kenne diesen Sohn . . . ich habe vor ihm gehört.“

„Und ich habe ihn gesehen . . .“

„Nun? Wie ist er?“

„Ach . . . das weiß der Teufel? Was geht er mich an?“

„Sieht er seinem Vater ähnlich?“

„Er ist dicker . . . runder . . . und ernster . . . er ist so . . . kalt . . .“

„Er wird also noch schlimmer sein als der Jakob . . . Nun, Bruder, sieh’ Dich jetzt vor! Sonst werden sie Dich ganz ausaugen . . .“

„Nun, und wenn!“

„Sie werden Dich vollständig ausplündern und zum Bettler machen. Dieser Tarasch hat seinen Schwiegervater in Zekaterinburg so geschickt bearbeitet . . .“

„Er soll auch mich bearbeiten, wenn er will. Ich werde ihm dafür nur dankbar sein.“

„Spielst Du immer noch auf das Alte an?“

„Ja.“

„Um Dich zu befreien?“

„Gewiß . . .“

„Daß das! Wozu brauchst Du die Freiheit? Was willst Du damit anfangen? Du bist ja zu nichts fähig, bist ungebildet . . . und wirst sicher nicht einmal ein Holzschicht spalten können! Ja, wenn ich mich von der Notwendigkeit befreien könnte, Schnaps zu trinken und Brot zu essen!“

Jeschow sprang auf, blieb vor Foma stehen und begann mit erhobener Stimme zu sprechen, als deklamiere er:

„Ich würde die Reste meiner zerrissenen Seele sammeln und sie zugleich mit meinem Herzblut in die Schnaugen unsrer Intelligenz schleudern, daß sie der Teufel hol’! Ich würde Ihnen sagen: „Ihr Gewürm! Ihr seid der beste Saft meines Landes! Die Thatfache Eurer Existenz ist mit dem Blut und den Thränen vieler Duzende von Generationen russischer Menschen erkauft! O eitles Gezücht! Wie teuer hat Euch Land Euch bezahlt! Was thut Ihr denn dafür? Habt Ihr die Thränen der Vergangenheit in Perlen verwandelt? Was habt Ihr dem Leben gegeben? Was habt Ihr gethan? Ihr habt Euch besiegen lassen! Was thut Ihr? Ihr laßt Euch verhöhn“ . . .“

Er stampfte wütend mit den Füßen, preßte die Zähne aufeinander und blickte Foma mit einem brennenden, boshaften Blick an, der ihn einem gereizten Raubtier ähnlich machte.

„Ich würde Ihnen sagen: „Ihr! Ihr habt zu viel räsontiert, Ihr seid aber nicht genügend klug, Ihr seid ganz kraftlos, und ihr seid alle Feiglinge! Euer Herz ist mit Moral und guten Vorsätzen vollgestopft, es ist aber weich und warm wie ein Federbett, der Schöpfungsgeist schläft ruhig und fest darin, und es schlägt bei Euch nicht, sondern schaukelt sich leise wie eine Wiege.“ Ich werde meinen Finger in mein Herzblut tauchen und ihre Stirnen mit dem Brandmal meiner Vorwürfe zeichnen, und sie, die an Geist arm und in ihrer Selbstzufriedenheit unglücklich sind, würden leiden . . . O, dann würden sie schon leiden! Meine Geißel ist scharf, und meine

Gaude ist fest! Und ich liebe zu sehr, um zu bemitleiden! Sie würden leiden! Jetzt leiden sie aber nicht, denn sie sprechen zu viel, zu oft und zu laut von ihren Leiden. Sie lügen! Das wahre Leiden ist schweigsam, und die wahre Leidenschaft kennt keine Hindernisse! Leidenschaften, ja Leidenschaften! Wann werden sie in den Herzen der Menschen auferstehen? Wir alle sind durch die Leidenschaftslosigkeit unglücklich . . ."

Er kam außer Atem und hustete lange, während er durch das Zimmer sprang und wie wahnsinnig mit den Händen herumfuchtelte. Und dann blieb er wieder mit bleichem Gesicht und blutunterlaufenen Augen vor Zoma stehen. Er atmete schwer, und seine Lippen zuckten, indem sie die kleinen, scharfen Zähne entblöhten. Zerrauft, wie er war, sah er mit seinem kurzen Kopfsaar einem Barsch ähnlich, der aus dem Wasser geschleudert worden ist . . . Es war nicht zum erstenmal, daß Zoma ihn so sah, und wie immer wurde er von seiner Erregung angefesselt. Er hörte die brausende Rede des kleinen Mannes schweigend an, ohne zu versuchen, ihren Sinn zu verstehen, ohne wissen zu wollen, gegen wen sie gerichtet war, und atmete nur ihre Kraft ein. Jeschows Worte sprühten brühhieß auf ihn herab und erwärmten seine Seele.

"Ich werde ihnen, diesen unglücklichen Nichtsthuern, sagen: Seht nur! Das Leben geht vorwärts und läßt euch hinter sich zurück!"

"Ach, das sitzt fest!" rief Zoma entzückt aus und rückte auf dem Divan herum. "Du bist ein Held, Nikolai! Nur zu! Hau los! Streu es ihnen in die Augen!"

Doch Jeschow benötigte keiner Anspornung, er schien sogar Zomas Ausrufe gar nicht zu hören und sprach weiter:

"Ich weiß, wie meine Kräfte bemessen sind; ich weiß, man wird mir zurufen: „Schweig!“ Man wird mir sagen: „Pst!“ Man wird es herablassend, ruhig und mit Hohn sagen, mit dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit werden sie es sagen . . . Ich weiß, ich bin ein kleiner Vogel, o, ich bin keine Nachtigall! Ich bin im Vergleich mit ihnen ganz ungebildet, ich bin nur ein Feuilletonschreiber, der das Publikum belustigt . . . Man soll mich nur anschreien und zu schweigen zwingen! Eine Ohrfeige wird die Wange treffen, aber das Herz wird trotzdem schlagen! Und ich werde ihnen sagen: „Ja, ich bin ungebildet! Und mein Hauptvorzug vor euch ist der, daß ich keine einzige Buchweisheit kenne, die mir teurer wäre als ein Mensch! Der Mensch ist das Bestall, und er, der die ganze Welt in sich trägt, soll für alle Ewigkeit hochleben! Und ihr,“ werde ich sagen, „verwundet einander oft eines Wortes wegen, dessen Inhalt euch vielleicht nicht immer verständlich ist, eines Wortes wegen begeißelt ihr einander mit Galle und thut eurer Seele Gewalt an. Glaubt mir, das Leben wird euch dafür streng bestrafen; ein Sturm wird sich entladen und wird euch von der Erde fegen und fortwaschen, wie der Regen und der Wind den Staub vom Baum schüttelt! In der menschlichen Sprache giebt es nur ein Wort, dessen Inhalt allen klar und teuer ist, und wenn dieses Wort ausgesprochen wird, lautet es Freiheit!"

"Zertrümmere nur alles!" brüllte Zoma, indem er sich vom Divan erhob und Jeschow bei den Schultern packte. Er sah ihm mit glänzenden Augen ins Gesicht, beugte sich zu ihm herab und stöhnte voll Gram und Trauer fast auf:

"A—ach! Nikolai . . . mein Lieber, Du thust mir so furchtbar leid! So sehr, daß ich's gar nicht sagen kann!"

"Was denn? Was hast Du?" schrie Jeschow auf und stieß ihn von sich. Zomas unerwarteter Gefühlsausbruch und dessen seltsame Worte hatten ihn in Erstaunen gesetzt und aus der Stimmung gebracht.

"Ach, Bruder," sagte Zoma und senkte die Stimme, wodurch sie überzeugender und tiefer wurde, "Du hast eine lebendige Seele . . . warum gehst Du denn zu Grunde?"

"Wer? Ich gehe zu Grunde? Das ist nicht wahr!"

"Rein Lieber! Du wirst ja niemand etwas sagen. Es ist ja niemand da. Wer wird Dich hören? Nur ich . . ."

"Geh zum Teufel!" rief Jeschow zornig aus und prallte von ihm zurück, als habe er sich verbrannt.

Zoma folgte ihm und sprach mit Nachdruck und mit großer Trauer:

"Sprich nur! Sprich zu mir! Ich werde Deine Worte dorthin tragen, wohin sie gehören. Ich verstehe sie. Ach, wie werde ich die Menschen damit in Brand stecken! Warte nur! Die Gelegenheit wird sich schon bieten."

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung mit Preßgas-Glimmlicht.

Nachdem vor Jahren die bedeutenden Lichtentfaltungen der elektrischen Beleuchtungskörper schon vielfach hatten die Meinung aufkommen lassen, daß die Gasbeleuchtung mehr und mehr zurückgehen würde, hat sich bekanntlich durch die allgemeine Anwendung der epochemachenden Erfindung des Gasglimmlichtes der Gaskonsum stetig vermehrt.

Daß der gewöhnliche Gasglimmlicht-Brenner, der bei einem stündlichen Gaskonsum von etwa 110 bis 120 Liter ungefähr 65 Normalkerzen während mehrerer Hundert Brennstunden entfaltete, nicht für große Beleuchtungseffekte ausreicht, das ist von der Gastechnik längst empfunden worden. Wenn man sich auch zunächst dadurch zu helfen suchte, daß man mehrere Brenner nebeneinander in einer Lampe montierte, so fehlte es doch in der Gastechnik auch nicht an Anstrengungen, Gasbeleuchtungs-Vorrichtungen zu konstruieren, die der Lichtfülle der elektrischen Hogenlampen Konkurrenz machen sollten. Schon seit einigen Jahren hat man daher sogenannte Preßgasanlagen versuchsweise eingerichtet, die in Bezug auf Erreichung hoher Lichtstärken zu berechtigten Hoffnungen Veranlassung gaben. Das Interesse an diesen Versuchen mußte aber ganz natürlich wesentlich zurückgehen, als eine Erfindung berechtigtes Aufsehen hervorrief, die das Ziel der Erreichung intensiver Gasglimmlichtquellen auf einem einfacheren Wege zu verheißen schien, als dieses bei dem Preßgas-Glimmlicht, das immerhin eine wenn auch noch so kleine maschinelle Anlage erfordert, möglich ist. Diese hier in Frage kommende Erfindung betrifft die Erzielung hoher Lichtstärken durch Aufsetzen eines sogenannten Zugschornsteines auf den eigentlichen Zylinder unter der Voraussetzung der Anwendung geeigneter Brenner und Glimmstrümpfe.

Wenn nun auch der objektiv untersuchende Sachmann anerkennen wird, daß die Gasglimmlicht-Intensivlampen mit Zugzylinder, wie solche namentlich nach dem Princip von Dr. Lucas und seiner Nachahmer in letzter Zeit auf den Markt gebracht werden, für viele Beleuchtungszwecke sehr am Platze sind, so muß er doch andererseits anerkennen, daß das Problem großer Gasglimmlichtquellen damit noch nicht gelöst ist.

Die Gasglimmlicht-Intensivlampen mit Zugzylinder verbrauchen 580 bis 700 Liter Gas pro Stunde und liefern dabei etwa 350 bis 500 Normalkerzen. Im Vergleich sei darauf hingewiesen, daß eine 8 Ampères-Hogenlampe in der üblichen Anordnung mit Glode aus Ueberfangglas eine mittlere hemisphärische Lichtintensivität von 450 Normalkerzen entwickelt und (in Berlin) etwa 24 Pf. pro Brennstunde kostet. Für die Anwendung des Gaslichtes statt des elektrischen Lichtes zur Erreichung guter Beleuchtung mit intensiven Lichtquellen spricht aber nicht nur die Kostenersparnis, sondern auch die Thatsache, daß die Lichtverteilung bei Gasglimmlicht wesentlich besser ist, als bei elektrischem Hogenlicht.

Nachdem sich mittlerweile herausgestellt hat, daß die Gasglimmlicht-Lampen mit Zugzylinder durch verschiedene Faktoren in ihrer Wirkung beeinflusst werden können, und daß der Gasbeleuchtungs-Techuil auch die Aufgabe zufällt, Lichtquellen zu bieten, die wesentlich mehr denn 500 Normalkerzen pro Brenner spenden, wendet sich das öffentliche Interesse auch wieder mehr dem Preßgas-Glimmlicht zu, das allerdings in technischen Kreisen dauernd große Wertschätzung gefunden hat. Unter dem Preßgas-Glimmlicht nimmt nun das Millennium-Licht eine ganz hervorragende Stellung ein, da es nur eine sehr einfache maschinelle Anlage bei großer Ergiebigkeit erfordert. Dieser Umstand und die Thatsache, daß in diesen Tagen ein großer öffentlicher Platz Berlins mit diesem Preßgas-Glimmlicht beleuchtet werden wird, giebt uns Veranlassung, über das Millennium-Licht das allgemeine Wissenswerte mitzuteilen.

Die einfache maschinelle Anlage zu einer Millennium-Preßgas-Beleuchtung hat auf einer Fläche von etwa einem Quadratmeter bequem Platz. Sie besteht aus einer stehenden doppeltwirkenden Kolbenpumpe zum Verdichten des Gases, dem Gasammaler zur Aufnahme des verdichteten Gases, der automatischen Regulierungs-Vorrichtung, einem Gummibeutel, der das für den Angriff der Pumpe erforderliche Gasquantum entläßt, und einem Rückschlagventil zum Schutze der Gasuhr. Zum Antrieb der Pumpe genügt ein Motor von $\frac{1}{4}$ bis höchstens $\frac{1}{2}$ Pferdestärke. Dort, wo elektrische Kabel liegen, wird man zweckmäßig einen kleinen Elektromotor zum Betrieb der Pumpe verwenden; natürlich kann man auch jeden andren Motor gebrauchen und die Pumpe auch von etwa vorhandenen Transmissionen treiben lassen.

Der kleine Gasammaler ist so eingerichtet, daß für das verbrauchte Preßgas ständig frisches Gas nachgepumpt wird. Wird nun ein Teil der von einer solchen Millennium-Anlage gespeisten Glimmlicht-Lampen ausgelöscht, so wird selbstthätig die Preßgaszufuhr herabgesetzt, indem die Pumpe durch geeignete Einrichtungen nunmehr nur noch so viel Preßgas zuführt, als für den übrig bleibenden Teil der Beleuchtungsanlage gebraucht wird. Die Pumpe verrichtet also bei nur teilweiser Benützung der Beleuchtungsanlage Leerlaufarbeit. Man kann aber die Regulierung der Pumpe und damit der Preßgaszerzeugung auch dadurch herbeiführen, daß man den Motor langsamer laufen läßt, was bei längerer Außerbetriebsetzung einer größeren Anzahl von Lampen zweckmäßig ist.

Wenn es sich nun hier um eine Preßgas-Anlage handelt, so muß doch gleich betont werden, daß eine besondere Explosionsgefahr mit dem Betrieb derselben durchaus nicht verbunden ist, da die technischen Einrichtungen bei der Herstellung von Millennium-Gasbeleuchtung infolge ihrer Einfachheit genügende Sicherheit bieten.

Die nun voraussichtlich am Sonnabendabend stattfindende Probe-Beleuchtung mit Millenniumslicht auf dem Alexanderplatz zu Berlin, ist in der Weise ausgeführt, daß die in dem Keller eines in der Nähe liegenden öffentlichen Gebäudes aufgestellte kleine majestätische Anlage das erforderliche Preßgas in eine Leitung und so in die vorläufig aufgestellten 20 Kandelaber drückt. Diese Kandelaber sind übrigens alte Bekannte, die bis vor kurzem auf den Bürgersteigen der Leipzigerstraße zwischen Friedrichstraße und Potsdamerplatz standen und elektrische Bogenlampen trugen. Sie haben es sich also gewiß nicht träumen lassen, daß sie noch einmal benutzt werden würden, um dem erbittertsten Konkurrenten des elektrischen Bogenlichtes, dem Gaslichte, ihre Dienste zu weihen!

Von den auf dem Alexanderplatz installierten 20 Kandelabern werden 6 je einen Brenner zu je 800 Normalkerzen aufweisen, während die übrig bleibenden 14 Laternen je 2 dieser Brenner erhalten, so daß diese 14 Lampen je 1600 Kerzen liefern werden. Diese Brenner für Millenniumslicht sind so konstruiert, daß sie bei sehr sparsamem Gasverbrauch kein belästigendes Geräusch erzeugen, weshalb man sie auch zur Innenbeleuchtung anstandslos verwenden kann, was in Berlin z. B. in einem sehr bekannten Lokal in der Friedrichstraße geschehen ist.

Die Entzündung der Millenniumslicht-Brenner in den Kandelabern auf dem Alexanderplatz erfolgt in der sehr einfachen Weise, daß man die Borchardische Zündung anwendet. Der sogenannte Laternenanzünder steckt einen mit einer kleinen Taschenbatterie in Verbindung stehenden Schlüssel in eine in dem unteren Teil dieser Laternenpflöge vorgegebene Oeffnung; dadurch wird mit Hilfe eines Elektromagneten bei gleichzeitiger Oeffnung des Gaszustrusses eine Platinaspirale zum Glühen gebracht, diese entzündet ein kleines Flämmchen, welches alsdann die Entzündung des Brenners bewirkt, während die Spirale durch das Funktionieren des mittelweite wieder entfernten Schlüssels aus dem Bereich der Hauptflamme gebracht wird.

Die für Millenniumslicht benutzten Glühstrümpfe sind doppelte Glühkörper von besonderer Größe und spezieller Imprägnierung. Man ist natürlich nicht gezwungen, überall 800 kerzige Brenner zu benutzen, sondern man kann die Lichtspender des Millenniumslichts in Abstufungen von 120—1000 Normalkerzen verwenden.

Natürlich handelt es sich bei einer solchen Gasbeleuchtung nicht nur darum, große Lichtstärken zu erzielen, sondern man will auch billiger arbeiten als bei Anwendung des gewöhnlichen Gases. Vergleichende Untersuchungen ergaben, daß sich z. B. die Kosten für 800 Normalkerzen bei gewöhnlichem Gas pro Stunde auf 2,75 M. stellen, während die gleiche Kerzenzahl bei dem Millenniumslicht nur 1,45 M. erfordert. Auf dem Hamburger städtischen Schlachthof, wofelbst eine größere Millennium-Anlage in Benutzung ist, hat sich herausgestellt, daß nach Abzug der Betriebskosten und einer sechsprozentigen Verzinsung der Anlagekosten an Gas noch pro Jahr über 4000 M. gespart wird gegenüber der Beleuchtung mit gewöhnlichem Gase, trotzdem die Millenniumslicht-Anlage fünfmal mehr Licht spendet.

Da der bevorstehende größere Versuch mit Beleuchtung durch Millenniumslicht auf dem hiesigen Alexanderplatz für öffentliche Straßenbeleuchtung die Frage der Verwendung von Preßgas besonders aktuell macht, so sei noch ergänzend bemerkt, daß dieses Gas nicht nur vorteilhaft für Beleuchtungszwecke zu verwenden ist, sondern daß es sich auch für Koch- und Heizzwecke sehr gut eignet, indem man 1 Liter Wasser in etwa 3/4 der Zeit zum Kochen bringt wie bei gleichem Gaskonsum mit gewöhnlichem Gase. —

P. M. Crempé.

Kleines Heuilleton.

— Ueber den Kanzleistil bringt die „Braunschweiger Landeszeitung“ folgende Plauderei: Ein hagerer, saft- und kraftloser Geselle mit fahlen Wangen und dünnen Gliedern, der alles verfeinert, was er berührt, alles verdorren läßt, was er anhaucht, ein Feind jedes frischen, saftigen Lebens — das ist der Kanzleistil. Er gedeiht am besten in dem Dunste der Schreibstuben und in dem Staube der Akten, hat aber seinen Weg auch in Gebiete gefunden, die ihn früher nicht kannten, in den Briefwechsel der sogenannten Gebildeten, wie in die Nachrichten der Zeitungsberichterstatler, ja selbst in die schöne Litteratur. Doch sehen wir uns die Eigenheiten des wunderlichen Kanzes etwas näher an. Daß er ein Liebhaber und Sammler von Altertümlichkeiten ist, könnte man ihm verzeihen, wenn er sie nur nicht immer wieder als gangbare Münze in Verkehr setzen wollte. Solche vorurteilsflutigen Reste, die er beharrlich mit sich herumschleppt, sind zum Beispiel die lateinischen Formeln *sub pepito remissicenis, per copiam decreti, in duplo, eodem, brovi manu* und so weiter. Diese Vorliebe für das Alte hindert aber nicht, daß er sich selber unablässig in der Erzeugung neuer Gebilde versucht, an denen er kindische Freude hat wie Wagner an seinem *Homunkulus*, sind sie doch seine echten

Kinder, ebenso saftlos und knochendürr wie ihr Erzeuger. Wer kennt sie nicht, die Fierden des Kanzleistils: diesbezüglich, allenfallsig, behördlicherseits, eisenbahnkommissariatsseitig, Inhaftnahme, Zuraumahmebringung, Jurisdiktionsstellung usw.? In diesem seinem Streben nach Besonderem hat er sich ein eignes Wörterbuch angelegt, das sich von dem des gewöhnlichen Sterblichen erheblich unterscheidet. So kennt er nicht die schlichten Wörtlein „von, mit, bei, zu, über“; dafür sagt er volltönder: „seitens, vermittelt, anlässlich — ausweislich — angeichts, behufs — zwecks, bezüglich — hinsichtlich“ usw. Er sagt auch weder „und“ noch „oder“, sondern „beziehungsweise“, nicht „nur“, sondern „lediglich“, nicht „öfter“, sondern „des öfteren“, nicht „fast“, sondern „nahezu“, nicht „vorher“, sondern „diesem vorgängig“, nicht „so“, sondern „dergestalt“. Er ist auch der Erfinder der „diesseitigen Ohren“ und der lieblichen Zeitwörter „verausgaben, vereinnahmen, verauslagen“ usw. Wörter wie „sein, haben, machen“ sind ihm ein Greuel; er setzt an ihre Stelle: „sich befinden, besitzen, gestalten“. Er sagt nicht: „ich kann“, sondern: „ich bin in der Lage“ oder vielmehr: „ich befinde mich in der Lage“. Eine besondere Rolle in seinem Worthaushalt spielen die Wörter „bringen“ und „kommen“, oder, wie der waschechte Kanzleistilist sagt, „gelangen“. Da wird eine Stelle nicht „ausgeschrieben“, sondern „zur Ausschreibung gebracht“, ein Posten nicht „angerechnet“, sondern „in Anrechnung gebracht“, ein Zug wird nicht „eingelegt“, sondern „kommt zur Einlegung“, Mannschaften werden nicht „ausgehoben“, sondern „gelangen zur Anhebung“ usw. Ein echter Sproß des Kanzleistils ist auch „derselbe“, besonders in Verbindung mit der Umstellung nach „und“: „und wird derselbe hiermit aufgefördert...“ Wie verlobt moncher Alteweisheit in dieses „derselbe“ ist, mag man aus folgendem Geschichtchen ersehen. Ein Beamter hatte in einem Schriftstück folgende Worte aufgesetzt; mit dem Eruchen, einen Transchein auszufertigen und ihn hier beizulegen.“ Der Vorgesetzte vernahm hier etwas und fügte vor dem „hier“ sein geliebtes „denselben“ ein! Mit Hilfe dieses hier nur kurz angedeuteten Kanzleistilwortes gelangt es denn nun, Schriftstücke anzufertigen, die von dem Deutsch des mangelhaft stilisierenden Laien himmelweit entfernt sind, die viel wortreicher, also viel schöner sind. In diesem Kanzleistil würde z. B. der Anfang der Schöpfungsgeschichte so lauten: „Am Anfang wurde seitens Gottes der Himmel beziehungsweise die Erde geschaffen. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere, und war es finster auf derselben.“ Indessen leidet diese Probe noch an einem großen Mangel, weil sie aus drei Hauptteilen besteht. Das ist noch nicht recht. Der richtige Kanzleistil bringt möglichst alles, was er zu sagen hat, mit sämtlichen Nebenbetrachtungen und Zwischenbemerkungen in einen einzigen Satz, auf dessen kunstgerechten Aufbau er sich ungeheuer viel einbildet. In einer „Anleitung zur weltüblichen Schreibung“ aus dem 18. Jahrhundert wird es für ein großes Kunststück erklärt, recht lange Perioden zu machen, und der Verfasser berichtet mit Stolz, daß es ihm gelungen sei, die Eheheftigung eines hohen Herrn, die gedruckt 11 Oktavseiten umfaßt, in eine Periode zusammenzugewängen. Wenn auch der heutige Kanzleistil in dieser erstaunlichen Schöpfkraft nachgelassen hat, so bieten doch Verordnungen und richterliche Urteile noch immer eine Fundgrube für ähnliche Kraftleistungen, von denen wir leider aus Raumangel hier keine größere wiedergeben können. Nur ein kleines Särgchen, der Schluß des Aktenstückes, finde hier Platz: „Indem wir nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgeborenen den nebenvermerkten amtlichen Erlaß vom 28. August h. a. nebst den sämtlichen zugehörigen Anlagen desselben hieneben ganz gehorsamst wieder vorzulegen, gestatten wir uns ebenmäßig, hierbei gleichzeitig zu bemerken, daß wir nach vollständiger Erledigung der fraglichen Angelegenheit nicht unterlassen werden, Ew. Hochwohlgeborenen weiteren Bericht zur Sache eherebietigst zu erstatten.“ Das heißt auf deutsch: „Nach vollständiger Erledigung der Angelegenheiten werden wir weiter berichten. Der Erlaß vom 28. August d. J. wird nebst Anlagen wieder beigelegt.“ —

— Der Vesuv hat, wie der englische Konsul in Neapel nach einer Mitteilung der „Weser-Zeitung“ berichtet, im Laufe des vorigen Jahres aus außerordentlichen Ursachen großen Schaden in seiner Umgebung angestiftet. Es handelt sich um eine merkwürdige Erscheinung, die in vielen um den Vulkan herum liegenden Dörfern beobachtet worden ist. Der Vesuv sendet fast dauernd eine Dunstwolke in die Luft, die in hohem Grade mit Salzsäure gesättigt ist. Wenn nun Regenschauer durch diesen Dunst hindurch zur Erde fallen, so nehmen sie die Säure auf, und wenn das Regenwasser dann auf die Pflanzen in ihrer ersten Entwicklung niedersinkt, so verbrennt es alle jungen Schößlinge. Dieser Uebelstand hat sich im vorigen Jahre gezeigt. Ein Punkt ist dabei schwer erklärlich, nämlich der Umstand, daß dieselbe Wirkung nicht schon in früheren Jahren eingetreten ist. Es müssen wohl in den Ausdünstungen des Vulkans gewisse Veränderungen stattgefunden haben, die vielleicht zu einer Steigerung des Gehaltes an gasiger Salzsäure in der Atmosphäre geführt haben. Jedenfalls hat sich der saure Regen nur während eines Monats im Frühling wahrnehmen lassen. In dieser Zeit litten die sprossenden Weinstöcke sehr arg. Sowohl die Blätter wie die Knospen wurden runzelig und bekamen ein Aussehen, als ob sie verbrannt wären. In den Dörfern in nächster Nachbarschaft des Vesuvus wurden auch die unter dem Wein wachsenden Getreidearten ernstlich beschädigt und stellenweise zerstört. Glücklich litten die weitest vorgeschrittenen Weingärten am wenigsten, aber der Schaden gewann doch eine große Ausdehnung, da der Säureregen bis in die Nähe von Nola zu beobachten war. —

Musik.

Die Beliebtheit der Flöte im 18. Jahrhundert ist allbekannt. Daß dieses Instrument seither von seiner Schätzung viel eingebüßt hat, geht wohl in erster Linie auf die Erhebung des Klaviers zum herrschenden Hausinstrument zurück, die das Interesse der Dilettanten nachgerade von allen Blasinstrumenten abgelenkt hat. Zweitens machte ihr unter diesen selber insbesondere die Klarinette, die ja in der Blütezeit der Flöte noch recht jung war, Konkurrenz. Drittens aber läßt sich nicht leugnen, daß in dem Instrument selber etwas Minderwertiges liegt, das es hinderte, in der weiteren Entwicklung der Musik genügend standzuhalten. Seine Töne sind, zumal gegen den idyllischen, aber auch scharfen Klang der Oboe und gegen den fatten, blühenden Klang der Klarinette gehalten, sozusagen qualitätsarm, ungesättigt — etwa die höheren Töne ausgenommen, die nun wieder über die brauchbarere, zumal ausdrucksvollere Lage hinausliegen: Grund: eine ziemlich Schwäche der Flötentöne (zumal der tieferen) und ein geringeres Gewicht der in jedem Ton liegenden Obertöne bei der Flöte. Ferner ist ihre Klangfarbe recht einförmig, besonders im Vergleich mit der farbreichen Klarinette. Und endlich neigt die Flöte durch die Leichtbeweglichkeit ihrer Töne zu einem Bassagenwerk, das trefflich für die ornamenteure Zeit des musikalischen Rococo und der ihm folgenden Stufen, wenig jedoch für die spätere Erhebung der Musik paßt. So ist denn auch seit jenen Zeiten verhältnismäßig wenig oder wenig Bedeutendes für die Flöte geschrieben worden, und von dem neuesten Aufleben der Kammermusik kommt ihr auch nicht viel zu gute.

Wer heute ein Flötenkonzert giebt, hat es schwer. Erstens kann er nicht gut anders, als sich für sein Programm vorwiegend auf die Schätze des 18. Jahrhunderts stützen; und zweitens muß er damit rechnen, daß sich für unser an weit leppigeres gewöhntes Gehör leicht ein Gefühl des Einförmigen, selbst Langweiligen über das ganze Konzert lagert — wenigstens dann, wenn nicht der Spieler technisch und musikalisch auf außerordentlicher Höhe steht. Letzteres läßt sich von dem sehr jungen Fräulein Agnes Fahlbusch, das vorgersten ein solches Konzert gab, derzeit noch nicht sagen. Sie spielt sehr gewandt, hat einen guten Ton, zumal dort, wo die tiefere Lage nicht besondere Ansprüche stellt, und einiges Ausdrucksgefühl. Allein mehr ist heute noch nicht vorhanden; und die auf dem Klavier begleitende Dame, die vermutlich der Musik überhaupt noch nicht auf den Geschmack gekommen ist, scheint für die Künstlerin eine Art Unglücksstange zu sein. Fräulein Fahlbusch möge bald mit einer besseren Begleitung wiederkommen!

Das Programm brachte neben einem der beiden Flötenkonzerte von Mozart, dem in D-dur, und einem „ungarischen“ Rondo von Haydn zwei Stücke von minder bekannten Komponisten, einem alten und einem anscheinend ganz neuen. Jener ist Pietro Rardini (1722 bis 1793), einer der beachtungswürdigsten Namen in der Geschichte des Violinspiels. Dieser hinwieder ist ein vermutlich italienischer Komponist Luigi Hugues (oder Huges), von dem hier vor ein oder zwei Jahren ein Quartett mit der seltenen Zusammenstellung der vier hauptsächlichsten Holzblasinstrumente (Flöte, Oboe, Klarinette und Fagott) aufgeführt wurde. Sein wirkungsvolles Stückchen „I solletti“ („Die Kolbolde“) brachte zwar keinen höheren Schwung in den Abend hinein, allein der mitwirkende Klavierspieler Otto Hegner that es trotz interessanten Anschlagens ebenfalls nicht. —

—82.

Bergbau.

ie. Die Elektrizität im Kohlenbergbau hat im letzten Jahre größere Fortschritte gemacht als je zuvor. In Deutschland hat man sich auf diese Neuerung noch nicht besonders weit eingelassen, dagegen sind in den Kohlenbergwerken Englands und Frankreichs größere elektrische Anlagen zur Ausföhrung gekommen, auf die der Berliner „Elektrotechnische Anzeiger“ hinweist. Die Benutzung der Elektrizität im Bergbau empfiehlt sich jetzt durch verschiedene Vorteile. Die Motore und Apparate arbeiten mit großer Zuverlässigkeit und Betriebssicherheit, die Kraft läßt sich leicht und mit geringen Verlusten auf jede beliebige Entfernung und nach jeder Stelle übertragen, außerdem ist der elektrische Betrieb auch sparsamer als jeder andre. In einem englischen Kohlenbergwerk hat sich die Kohlenersparnis bei der Umwandlung von Dampf in Elektrizitätsbetrieb zu 65 Proz. herausgestellt. In einem andern Fall ging für eine Pumpenanlage nach Einführung der elektrischen Bedienung der Kohlenverbrauch von 14 auf 2 1/4 Tonnen täglich zurück, und es waren statt sieben nur noch drei Mann zur Beaufsichtigung der Anlage nötig. In einem dritten Kohlenbergwerk wären täglich 1300 Tonnen sechs Kilometer weit zu befördern, was durch Elektromotoren in höchst befriedigender Weise geleistet wurde. Die Maschinen für das Elektrizitätswerk konnten mit Kohlenstaub geheizt werden, wovon nur 50 Tonnen wöchentlich verbraucht werden. Die Anwendung von Wechsel- und Drehstrom hat besonders zufriedenstellende Ergebnisse geliefert, und das Vorurteil gegen die geringere Zuverlässigkeit dieser Stromarten hat sich infolge dessen gewandelt. Die Wahl der Spannung des Stroms ist für eine Elektrizitätsanlage im Bergbau von ausschlaggebender Bedeutung, da bei höherer Spannung die Kosten der Anlage auf größere Entfernungen geringer sind. Mit der Höhe der Spannung wächst aber auch die Gefährlichkeit der Anlage. In einem Kohlenbezirk von England sind bei einer Spannung von 500 Volt bereits zwei Mann dem elektrischen

Strom zum Opfer gefallen, obgleich die Elektrizität erst seit zwei Jahren in Anwendung ist, in Amerika haben sich solche Unfälle noch häufiger ereignet. Eine Spannung von 250 Volt wird daher kaum zu überschreiten sein. Da jedoch bei so geringer Spannung die Kosten der Leitung für größere Entfernungen zu hoch werden, so müssen noch besondere Maßnahmen zur Steigerung der Spannung für bestimmte Strecken getroffen werden. Die größeren Kohlenbergwerke besitzen jetzt alle elektrische Beleuchtung, deren Betrieb jedoch von der anderweiten Benutzung elektrischer Kraft besser getrennt wird, da die Gleichmäßigkeit der Beleuchtung unter den Schwankungen der Stromzuföhrung, die beim Kraftbetrieb nicht zu vermeiden ist, leidet; außerdem ist die Leistungsfähigkeit einer Glühlampe um so höher, je geringer die Spannung ist. Vielleicht wird sich auch hier die Kerstlampe mit Vorteil einföhren lassen. In dem Kohlenbergwerk von Marles in Frankreich wird seit etwas über einem Jahre die Elektrizität zum Schneiden der Kohle benutzt. Zuerst wurden Versuche mit einer Stokmaschine angestellt, die anfangs wenig befriedigend ausfielen. Nachdem aber Verbesserungen an der Maschine vorgenommen waren, wurden vorzügliche Ergebnisse erzielt, indem bis zu ein Fünftel mehr geleistet werden konnte als mit Handarbeit. Ganz neuerdings hat man die Stokmaschine durch einen „Diamant-Kohlenschneider“ ersetzt, um auch in weicher Kohle wirksamer arbeiten und auch Kohlenadern von geringem Durchmesser auf diese Weise in Angriff nehmen zu können. Bei sehr dünnen Adern mit schwacher Decke sind die Maschinen freilich gar nicht benutzbar, und diese neuesten Maschinen müssen wohl überhaupt noch eine längere Probezeit durchmachen, ehe ein abschließendes Urteil über sie wird gefaßt werden können. —

Humoristisches.

— Subjektive Anschauung: „Für zwanzig Pfennig Schnupftabak.“
 „Haben wir nicht.“
 „Schöner Delikateßenhändler!“ —
 — Vadsischweisheit. Lehrerin: „Was wissen Sie von Alexander dem Großen?“
 Vadsisch: „Er ging beständig auf Eroberungen aus!“ —
 — Guter Vergleich. Kamerad: „Du hast ja schon wieder eine geschwollene Wade?“
 Lehrling: „Ja, das ist nun einmal die Wetterseite!“ —
 („Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Glück in der Liebe“, ein neues Lustspiel von Rudolf Lothar, wird demnächst im Neuen Theater seine Erstaufföhrung erleben. —
 — Eugène Brieux' Drama „Les Remplaçants“ („Fremde Mütter“) wird die nächste Novität des Lessing-Theaters sein. Jenny Groß spielt eine der Hauptrollen. —
 — „The Silver Slipper“ („Der silberne Pantoffel“) heißt die neue Operette, mit der Direktor Ferenczy am 1. Juli sein Gastspiel bei Kroll eröffnen wird. —
 n. Merkwürdige Vergiftungsfälle hat der Hygieniker Brouardet vor der Pariser Akademie der Medizin berichtet. Der Anlaß war dabei in dem Tragen von Stiefeln gegeben, die mit einem anilinhaltigen Farbstoff geschwärzt worden waren. Die Erkrankten waren meist Kinder im Alter von 17 Monaten an aufwärts, zwei Fälle kamen jedoch bei Erwachsenen vor. Die Vergiftungen erfolgten bei heißem oder doch mäßig warmem Wetter. Die Entstehung war immer die gleiche. Es sollten Stiefel aus hellfarbigem Leder, weil sie unansehnlich geworden waren oder weil ihre Besitzer Kranke bekommen hatten, in schwarze Schuhe verwandelt werden, und dazu war die fragliche Farbe benutzt worden. Die Anzeichen der Vergiftung waren ganz ähnlich denen, die zuweilen an Arbeitern in Anilinfabriken auftreten. —
 — Das schottische Moorhuhn bürgert sich immer mehr in der Eifel ein. Auf drei Bienen des Kreises Malmedy wurden jüngst an drei Tagen gegen 200 Stück gefunden. Die Ketten sind fast stets da anzutreffen, wo bei einiger Deckung durch Heide- und Farnkraut Preisel- und Moosbeeren vorkommen. Ein alter Hahn wog 675, eine Henne 650 Gramm. Das Wildpret der jungen Vögel ist zart und ein wahrer Lederbissen. —

t. Die Gesamtbevölkerung von Neu-Seeland betrug nach der letzten Zählung, die eingeborenen Maoris einbegriffen, 815 820 Köpfe. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. März.